

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 11 (1929)
Heft: 20

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80, vierteljährlich Fr. 3.20. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen hinzugerechnet. Einzelnummern kosten 20 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhofskiosken.

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Jürich

Administration und Inseratenannahme: Dr. G. A. G. Jürich, **Höfstrasse 9**, Telefon Selma 65.49, Postfachkonto VIII/3001
Druck und Expedition: Buch- und Kunstdrucker A. Peter, Pfäfersch-Jürich, Telefon 60.

Inserationspreis: Die einpaltige Nonpareilzeile oder auch deren Raum 50 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Schriftgröße 10 bis 12 Sp. / Keine Verbindlichkeit für Platzierungsverpflichtungen der Inserate. / Inseratenchluss Montag Abend

Wochenchronik, Schweiz.

Der 12. Mai, der Tag der Initiativen, hat auf eidgenössischen und kantonalen Boden Überlegungen und Vorschläge gebracht. Neben den beiden eidgenössischen Volksbegehren galt es auch über wichtige kantonale Initiativen sowie über andere kantonale und kommunale Vorlagen zu entscheiden. Eine bunte Mitarbeiterkartei von Volksbegehren breitete sich aus, und mancherorts hatte der Stimmente ein tüchtiges Stück Geistesarbeit zu leisten, wenn er seine Pflicht, gestützt auf ein selbständiges Urteil, tun wollte.

Bei den eidgenössischen Initiativen gab es keine unerwarteten Ergebnisse. Mit 478,898 gegen 224,268 Stimmen und mit allen Ständen gegen den Basler-Kanton Basel-Stadt wurde die **Brannntweininitiative** abgelehnt. Das heilsame Resultat in Basel-Stadt (12,818 Ja und 7,007 Nein) ist wohl vor allem dem einmütigen Eintreten der führenden Blätter: „Basler Nachrichten“ und „Nationalzeitung“ zu danken. Nun muß man erwarten, daß sich die kommende eidgenössische Alkoholvorlage so gestalten wird, daß sie nicht nur die Freunde der Brannntwein-Initiative, sondern noch einen weitaus größeren Jaagerkreis gewinnen und ihre ethische Aufgabe erfüllen kann.

Obgleich auch die **Strassenverkehrs-Initiative**, wie vorausgesehen war, verworfen wurde und zwar mit 411,489 gegen 246,026 Stimmen, barg das Ergebnis bei näherem Betrachten doch einige Überlegungen in sich. Die erste bestand darin, daß dieses Volksbegehren, das mit einer viel kleineren Zahl von Unterschriften eingeleitet war als die Brannntwein-Initiative, doch eine größere Stimmenzahl für sich vereinen konnte, als die letztere. Eine zweite Überlegung bedeutete es, daß die Kantone Basel-Stadt, Solothurn und Jürich und von den großen Gemeinwesen die Stadt Bern der Initiative zustimmen. Der Umwille über den oft so rücheltelosen Auto- und Motorradverkehr prägt sich hierin aus, der Ruf aus den großen Verkehrszentren nach einer rationellen eidgenössischen Regelung des Strassenverkehrs wird immer dringender.

Zweitantonalen Initiativen waren geeignet, im ganzen Lande Interesse zu erwecken, in erster Linie eine von den **Genfer Sozialdemokraten** eingeleitete **Mieterschutz- und Wohnbau-Initiative**. Da es sich gegenwärtig darum handelt, die Frage zu lösen, ob und wie weit Mieterschuttsbestimmungen, wie sie zur Nachkriegszeit gegültig auf die außerordentlichen Verhältnisse des Bundesrates eingeführt waren, nun eine bundesgesetzliche Grundlage erhalten sollen, so kommt kantonale Bestimmungen auf diesem Gebiete der Legislative eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zu, denn die Bundesgesetzgebung pflegt sich in der Regel kantonale Bestimmungen anzupassen. Es ist daher bedauerlich, daß die **Genfer Initiative** in ihrer Forderung so überhastet und ohne legitime Rücksichtnahme auf die kantonale Finanzen war, daß sie der weitaus größten Ablehnung mußte. Für eine Art „Mieterschutzpotitit“, die sich in höchst einfacher Weise auf Kosten der Vermieter und der Staatsfinanzen auswirkt, ist unsere Bevölkerung nicht zu haben!

Der Kanton Jürich lehnte eine Initiative für die **Einigungsbildung** von 12 Gemeinden in die Stadt Jürich ab. Es wurde damit der Meinung Ausdruck gegeben, daß das Wachstum der Städte nicht nach der künftigen Förderung bedarf genügt, daß es sich notwendig allmählich vollzieht. Finanzschwachen Vorortsgemeinden läßt sich auf andere Weise helfen als durch die alles vereinheitlichende Eingemeindung.

Die Jagd ist ein Gebiet, das nicht stark in den Interessentkreis der Frau fällt, trotzdem verdient die Abstimmung im Kanton Jürich, die zur Annahme eines **Revierjagdbesetzes** führte, Erwähnung. Das Revierjagdbildem wird von tüchtigen Naturfreunden als ein Schlüssel für den einheimischen Wildbestand bezeichnet; es hat aber große Mängel, sich in unserem Land durchzusetzen. Im Kanton Bern sind schon wiederholte Anstrengungen für die Einführung der Revierjagd gescheitert. Es ist daher zu begrüßen, daß Jürich als vierter Kanton sich zu diesem Schritt entschloß.

Das **radikalerische Aktionskomitee** für die eidgenössische Frauenfranchisepetition machte den Abstimmungstag seinen Zwecken dienlich. Es organisierte einen Unterschriftenaktionssdienst in der Weise, daß bei sämtlichen 12 jährlichen Wahllokalen eine Stelle zum Unterschriften der Petition eingerichtet wurde. Jeder zur Abstimmung Schreitende erhielt so bequeme Gelegenheit, sich mit seinem Namenszug für die politische Frauenrechte einzutreten und seinen Mitbürgerinnen zuzugestehen, was er augenblicklich als Selbstverständlichkeit ansah. Der Erfolg war erfreulich, es wurden bei den einzelnen Stellen 60 bis 140 Unterschriften gewonnen. Wie wir hören, soll auch anderswo in gleicher Weise vorgegangen worden sein.

Der **Wirtschaftsrat des Völkerverbundes** hat am 11. Mai seine Tagung in Genf abgeschlossen. Der Schlußbericht lautet pessimistisch; es wird darin betont, daß die Empfehlungen der Weltwirtschaftskonferenz von 1927 nur in Deutschland und Schweden ein praktisches Echo gefunden haben. Einige kleine Länder sind bereit, den Weg des Freihandels zu beschreiten. Im großen Ganzen macht sich aber bei allen wirtschaftlich wichtigen Staaten eine starke Tendenz zur Schutzpolitik geltend. Wenn dieselbe anhält, so wird die Welt über kurz oder lang wieder in der nächsten wirtschaftlich gespannten Lage sein, in der sie sich vor der Weltwirtschaftskonferenz befand.

Ausland. Die Reparationskonferenz in Paris übersteht jählebig Kriege um Arie. Ein lang erwarteter Vermittlungsversuch des amerikanischen Konferenzpräsidenten Owen Young, dem sich Deutschland mit Vorbehalt angeschlossen hatte, Mißlingen, alle Alliierten zu gewinnen, bis zum Augenblick, da bekannt wurde, daß derselbe einen andern Verteilungsplan für die Reparationszahlungen in sich schließt, als seinerzeit von den Alliierten in Spa vereinbart war. Durch den Owen Young-Plan würde der Anteil Englands verkleinert. Darüber große Entrüstung im In- und Ausland. Die Erklärung, daß der Plan für England unannehmbar sei, kann jedoch es sich darum, einen Verteilungsmodus zu finden, dem England zustimmen kann. Zur Zeit haben sich die Delegierten in die Pfingstferien gegeben, aus denen sie bald, so wird erwartet, erleuchteten Geistes zur erprieslichen Arbeit zurückkehren sollen.

Das Freudenlied.

Ein lieber alter Freund kommt oft zu uns. Dann stehen die gemeinamen Tage unter dem „Freudenlied“ Johann Sebastian Bachs. Das Freudenlied hat ganz Besitz genommen von Herzen unseres weitverstreuten Freundes. Sein Gesichtes Haar ist wie Silberfäden der Verzge, die mit ihren Häuptern in den ewigen Himmel hineintragen. Alter und Tod haben

über dies Herz ihre Macht verloren. Die Lebenskraft des Freudenliedes triumphiert in diesem seltenen Leben.

Dieser Freund schrieb in unser Gästebuch: „Wir sind jung, wir wandern — in die Ewigkeit“. Und als er einst auf der Kanzel der kleinen Dorfkirche die Neujahrspredigt hielt, mußten wir den Hausspruch, der die Predigt zusammenfaßte, immer wieder für unsere Bauern ausschreiben:

„Wer ein- und ausgeht zu der Tür, der soll bedenken für und für, daß unser Heiland, Jesus Christ, die einzige Tür zum Leben ist.“

Das Freudenlied, der Spruch vom jungen Wandern in die Ewigkeit und der alte Hausspruch von der Tür zum Leben bilden zusammen einen herrlichen Dreiklang, der im gültig lächelnden Gesicht unseres alten Freundes seinen verklärten Ausdruck findet. Das Freudenlied ist Wirklichkeit geworden in diesem Menschenleben.

„Freudenlied“ nannten wir die Arie „Mein gläubiges Herze“ aus der Bachschen Pfingstkantate. Sie durchweht alle Dinge dieser Zeit mit klarer, reiner Ewigkeitsluft. Diese Luft verpirt jeder, der mit unserm alten Freund in Berührung kommt. Der innige Bachverehrer, dieser trunke Bach-Sänger hat das Freudenlied des alten Johann Sebastian zu seinem Lebenslied erhoben. Es ist für ihn der Brennpunkt geworden, in dem alle Strahlen seiner Christusgläubigkeit sich treffen. Auf weit beschwingten, lebensvollen Rhythmen jauchzt das Freudenlied daher:

Mein gläubiges Herze frohlocke, sing, lherze, dein Jesus ist da!
Weg Jammer, weg Klagen, ich will euch nur sagen, mein Jesus ist da!

Was hat das Freudenlied mit seinem kindlich-gläubigen Text und dem hingebenen Frohlocken, seiner überirdisch schwingenden Melodie, mit Pfingsten zu schaffen? Was fangen wir Heutigen an mit dem Lied des alten Bach?

Pfingsten ist für unsere Christen das harmlose „liebliche Fest, das wieder gekommen“, das Fest der Maifahrten, der Pfingstwanderungen und Naturfrühwärmereien. Es ist im kirchlichen Leben wird das Freudenlied nur am Rockspizl seines Festgewandes gehalten, und es will nichts bedeuten, daß eschwindige Illuden und aufgebügelte schwarze Fräden die Feierlichkeit des Festes äußerlich bezeugen. Das Fest der Ausgießung des heiligen Geistes bleibt dennoch das unverfälschte aller Feste. Es ist ein herausgeputz-

tes Stiefkind unserer Zeit, in der Sport und Leichtn Sieg um Sieg feiern, in der Bogerkönige und Negerinnen den Ton angeben und Jagdmuß sich nicht scheut, Melodien großer alter Meister in banalster Weise in Jazzlang umzuwandeln. — Ein ganz angenehmes, hübsches Frühlingfest ist das Pfingstfest der Christenheit geworden, das man schon um seiner freundlichen Durchbrechung der Werktagstagen willen nicht aus dem Kalender streichen möchte. Daß mit ihm auch Geschäfte gemacht werden, nicht nur auf dem Kennplatz, ist weiter nicht verwunderlich; mit dem Pfingstfest verbindet sich ja noch weit mehr Geschäftstüchtigkeit. Die Pfingstbitten und -wünsche auf dem Heiratsmarkt und die vielen Verlobungen — alles das fügt sich geubdig ein in die Harmlosigkeit des Festes zur Erinnerung an die Ausgießung des heiligen Geistes. Liebes Fest, habe ich dich beim rechten Namen genannt? Kann ich da noch anders, als mit Trauer im Herzen, dich „Fest des heiligen Geistes“ nennen? Wie sollen wir uns zurechtfinden mit dem Pfingstfest?

Das Freudenlied schlägt für Menschen, die innerliche Ohren haben, die Brüste aus der Zeit hinüber in das Land des heiligen Geistes. — — — mein Jesus ist na — — — weg Jammer, weg Klagen — — — mein Jesus ist da!
Die Seele ist vom Glauben zum Schauen, vom Ertrahen zum Erleben, vom bloßen Wissen zum Umgepflichteten gekommen. Das ist Pfingsten: Wenn die Umwertung aller Werte, die Jesu heiliger Geist vorgenommen hat, aus einem Glaubens- und Verehrungsobjekt zu jener Macht wird, die unser gewöhnliches Denken unauffällig unterminiert und sprengt. Wenn wir getroffen sind vom „heiligen Geist“, tritt die Revolutionierung unseres Lebens auf allen Gebieten für uns in Erscheinung. Heiliger Geist ist immer schöpferischer Geist. Er läßt sich nicht verträglich und zeitlich festbinden, läßt sich nicht zwingen in Kirchen und Betsäle, er gehört weder dem männlichen, noch dem weiblichen Geschlecht zu. Schöpferischer Geist weht, wo immer eine Menschenseele allen Dünkel, vor allem den Bildungs- und Geistesdünkel abstreift.

Der Weg über Golgatha und seine Todesjahnten, der Weg der innern Weibergeburt aus geistigem Lob, aus Verloßigkeit und Gleichgültigkeit gegen unsere Mitmenschen, ist der Weg des gläubigen Herzens zu seiner Erfüllung und wahren Bestimmung.

Heiliger Geist hat zu allen Zeiten und in allen Wölkern Seelen erschüttert und ihnen Gewisheit gegeben von der höheren Welt. Den Mund der Propheten hat er aufgetan, die Augen der Seher und Seherinnen geweitet. Immer wieder haben seine Auserwählten ihn wie

Seuilleton.

Walt Whitman.

Sophie Jacot Des Combes.

(Schluß).

Gib mir die Landstraße mit marzillierenden Soldaten, gib mir Trompeten und Trommelröhren, einen Aufzug von Menschen, der unaufhörlich strömt, mit klaren Stimmen, Lebenskraft, die mächtig pulsernden Straßen von Manhattan mit schlagenden Trommeln wie jetzt, die endlosen und lärmenden Hausen, das Rasteln und Gekirch der Gewehre. . . .

„Du über alles, wie der Himmel spänes Wort, so schön, daß die Zeit kommt, in der der Krieg und alle seine blutigen Laten gänzlich vergessen werden müßen. Das schönste von allen Kriegsliedern ist für mich ein kleines, unendlich schlichtes, auf eine Farbe, auf einen Ton gestimmtes Gedicht. Es wirkt wie eine Zusammenfassung, ja fast wie eine Verklärung aller schlimmen Jahre im Feld, es heißt „Verloßnung“.“

„Denn mein Freund ist tot, ein Mann, der so göttlich war wie ich, ist tot.“

„Ich sehe dorthin, wo er mit weißem Gesicht und still im Sarg liegt, ich trete näher — beuge mich hinab und berühre das weiße Gesicht im Sarg mit meinen Lippen.“

Whitmans Gesundheit bleibt nach den Kriegsjahren stark erschüttert, und wenn auch zeitweise eine Besserung eintritt, so kann sich der alternde Dichter nie wieder ganz erholen. Aber sein starker Körper hält noch beinahe dreißig Jahre lang, Jahre voll äußerer Armut und einem inneren Reichum, der fähig ist zu werden scheint von Jahr zu Jahr. Einer seiner Biographen sagt: „Die volle Schönheit seines Gesichtes und Kopfes kam erst hervor, als er über ledzig Jahre alt war.“

1891 stirbt Whitman in Camden, und Conover, der ihn kurz nach seinem Tode sieht, sagt: „Es ist ein altes, Lebes Kinbergesicht, und während ich es anlaß, dachte ich darüber nach, daß ich während der jedesunddreißig Jahre, durch die ich ihn gekannt habe, nie ein gereiztes oder geringfügiges Wort über irgend jemanden von diesen Lippen gehört hatte.“

Ein anderer Biograph, der Whitman krank und in hohem Alter sieht, schreibt: „Ich fügte, daß ich der lebenden Verbesserung dessen gegenüberstand, was in der Menschheit gut, edel und liebenswert ist.“

Und doch hat auch Whitman die Stunden des Kampfes, der Verzweiflung nur zu gut gekannt und an sich erfahren. Wie könnte er sonst mit seinem Trost, mit der stillen Kraft, die von ihm ausgeht, überlegen?

„Wenn ihr euch daran erinnert, was ihr Tolles und Ungeheßliches begangen habt, denkt ihr dann, ich könnte meine eigenen Tollheiten und Ungeheßlichkeiten vergessen?“

Und dann, wie er sie kannte, die Stunden der Niedergeschlagenheit: „Und doch und doch, ihr Stunden der Niedergeschlagenheit, ich kenne euch auch, wie die Weigewichte Klumpig und schwer an meinen Hüften hängen.“

„Ich höre die vernessene, ipittische Stimme: „Die Materie triumphiert, bleibt.““

„Ich will schnell zur See, komm, sage mir, komm, sage mir, wohin ich gerate, wohin ich soll.““

„Wenn mir dies Gedicht und die anderen, in solchen „Stunden der Niedergeschlagenheit“ geschriebenen Gedichte kennen, werden uns die Lieber, in denen uns die Lebenskraft, die Überwindungsmöglichkeit so beglückend entgegenstrahlt, erst zu wahrhaftig helfenden Freunden. Der sie schrieb, ist nicht einer, der die Herrlichkeit der Erde ansauft, weil er alle Kehrseiten dieser Herrlichkeit nicht kennt — im Gegenteil — tiefer, ernster, mit Aufopferung seiner ganzen Person hat er sie durchgemacht alle die schlimmsten, dunklen Stunden und sagt dann trotzdem: Es ist der Würde wert!“

„Je nun, wer macht denn sonst Wefens von einem Wunder? Was ihm betrifft, so kenne ich nichts anderes als Wunder.“

Ob ich durch die Straßen von Manhattan gehe oder meine Blide über die Dächer hinweg bis zum Himmel bringen lasse oder mit nackten Füßen am Rande der Bucht im Wasser wate oder unter Bäumen im Walde liese oder am Tage mit jemandem rede, den ich lieb habe, oder nachts mit jemandem schlafe, den ich lieb habe, oder zum Mittagessen am Tische sitze mit all den übrigen oder Fremde ansehe, die mir gegenüber im Wagen fahren, oder an einem Sommervormittag den Bienen zusehe, die geschäftig um ihren Stoch herumfliegen, oder den Ixeren, die auf den Wiesen weiden, oder Wägen oder dem Wunder fliegender Insekten oder dem Wunder des Sonnenuntergangs oder der Sterne, die so ruhig und klar scheinen, oder der ungemein garten, dünnen Neumondhügel im Frühlung — Dies alles, und alles Webrige dazu, sind Wunder für mich, dies alles in Beziehung zueinander und doch ein jedes besonders und an seinem eigenen Platz.

Jür mich ist jede Stunde im Licht und jede Stunde im Dunkel ein Wunder, jeder Kubikmeter des Raums ist ein Wunder, jeder Quadratmeter der Erdoberfläche ist bedeckt mit Wundern, jede Schicht des Erdinneren wimmelt davon. Das Meer ist mir ein unaufhörliches Wunder, jedes Gedicht des Erdinneren wimmelt davon. Das Meer ist mir ein unaufhörliches Wunder, jedes Gedicht des Erdinneren wimmelt davon.

ein Feuer in sich gepörrt und sich von diejem Feuer verbrennen lassen.

Unmittelbar, unerklärlich, ewig neu und ewig schaffend, eine unbegreifliche Gnade, bricht sich der Heilige Geist immer wieder Bahn im Menschenherzen, löst und erschließt. An ihn glauben und ihn erfahren heißt, in der Umwertung aller Werte den Sinn alles Höheren Lebens und den Sieg des Ewigen im Unendlichen schauen.

Und das alles singt in überwältigender Schlichtheit und Gewisheit das Freudenlied Johann Sebastian Bachs:

„Mein gläubiges Herze frohlockt, singt, isherze, dein Jesus ist nah.“

Weg Sammer, weg Klagen, ich will euch nur jagen, mein Jesus ist da!

Julie Weidenmann.

Ein Brief zu Pfingsten von Rola Luxemburg.*

Drei Jahre und vier Monate hat Rola Luxemburg in Berlin verbracht, die bei den Sparbüchlein in Berlin vor 10 Jahren auf so jammervolle Weise uns Leben gekommene Vorkämpferin der Arbeiter, während des Krieges im Gefängnis in Berlin, Wronke und Bestau verbrachte. Sie war ganz von der Außenwelt abgeschnitten, nur Bücher und Briefe, die eine strenge Zensur passierten, durften sie erreichen.

Man mag sich vorstellen zu Rola Luxemburg stellen sie man will, so wie Rola Luxemburg nicht nur ihr widerhaken lassen mußte, daß sie selbst eine hochbedeutende Frau gewesen ist und auch so viel wie man jagen mußte, daß sie wohl viel vertrieben und verlästert worden und nur von den wenigsten — o Schmerz und Dornenzone aller Vorkämpfer — ihrem innersten und wahren Wesen nach erkannt worden ist. Welch eine feine Seele, welche allenwarden und allumfassende Liebe, welche jartestes Versehen für alle geringste Kreatur oder in dieser Frau wohnende, von geben ihre Briefe Zeugnis, die sie aus dem Gefängnis an ihre Freundin Sophie Liebknecht, die Gattin Karl Liebknechts gerichtet hat. Man liebt diese Briefe nicht ohne tiefste Ehrfurcht und erschütterte Anteilnahme an dem tragischen Geschehnis, das zu erfüllen ihr auferlegt war. D. Red.

Wronke den 23. 5. 17.

Ihr letzter Brief vom 14. Mai ist mir, wie ich den meinigen abschiefe. Ich bin sehr froh, wieder in Verbindung mit Ihnen zu sein und möchte Ihnen heute einen warmen und herzlichsten Gruß senden, das liebliche Fest war gekommen, das ich mit Ihnen feiern möchte. Hoffentlich werden Sie es einigermassen heiter erleben. Voriges Jahr haben wir ja zu Pfingsten mit Mathilde den schönen Ausflug nach Lichterode gemacht, wo ich die Wehren für Karl pflichtete und den wunderbaren Weg mit Birkenstangen. Am Abend gingen wir dann noch als die drei alten Frauen aus Rauenstein mit Rollen in der Hand auf dem Südberg und jagten die Hasen. Ich habe jetzt auch schon der Fleder, heute ist er ausgegangen, es ist so warm, daß ich mein leichtestes Mäulchen kleid anziehen mußte. Trotz Sonne und Wärme fand aber meine Begleiter nach und nach fast ganz verstimmt. Sie sind offenbar alle von Brandgedächter in Ansporn genommen, die Weiden sitzen im Feld, und die Männer schwärzen sich zu, um um ihr sich und die Gattinnen Nahrung zu suchen. Auch müssen sie wohl mehr draußen im Feld oder auf großen Bäumen, wenigstens ist es jetzt in meinem Garten still, nur wie da schließt sich die Nachtigall oder der Grunling macht seine klopfenden Schritte, oder spät abends schmettert noch einmal der Fuchsin, meine Weiden lassen sich gar nicht mehr blicken. Nur ein einziger Brief gelang mir, ich bekam plötzlich von weitem von einer Blauweise, ich weiß nicht wie ganz erschüttert. Die Blauweise ist nämlich nicht wie die Kohlmeise Standobge, sondern sie kommt erst Ende März wieder zu uns. Sie hielt sich auch zuerst immer in der Nähe meiner Fenster, kam mit den andern zum Fenster, und sang fleißig ihr drockiges „Ziti, Ziti“ aber so ganz gebend, daß es wie ungesungenes Kindermädel klang. Ich möchte jedoch mal lachen und über sie antworten. Dann ver- schwand sie Anfangs Mai mit den andern, um in irgendwo draußen zu brüten. Ich sah und hörte sie wohlend nicht mehr. Gestern hörte ich plötzlich von drüben über die Mauer, die untere Hof von einem andern trennt, den bekannten Gruß, der so ganz verändert, nur ganz kurz und eilig dreimal hintereinander „Ziti, Ziti, Ziti“ — „Ziti, Ziti“, dann wurde es still. Mir wurde das Herz zusammen, so viel lag in diesem eiligen fernem Ruf, eine ganz kleine Vogelgeschichte. Das war nämlich eine Erinnerung

*) Rola Luxemburg. Briefe aus dem Gefängnis. Verlag der Jugendinternationale Berlin-Göteborg.

der Blauweise an die schöne Zeit des Liebeswerbens im Vorfrühling, wo man den ganzen Tag sang und lachte. Jetzt aber heißt es den ganzen Tag sitzen und Wäden sammeln für sich und die Familie, also nur kurz eine Reminiszenz: „Ich habe keine Zeit — ach ja, es war schön — Frühling ist bald zu Ende —“ „Ziti, Ziti“ — „Ziti, Ziti“ — „Glauben Sie mir, Coniulda, daß mich ein solcher Fehler begreift, in dem so viel Ausdrud liegt, tief ergriffen kann Mutter, die nebst Schiller die Bibel für der höchsten Weisheit Quell hielt, glaubte fest und fest, daß König Salomo die Sprache der Vögel verstand. Ich habe damals mit der ganzen Liebeszeit meiner 14 Jahre und einer modernen naturwissenschaftlichen Bildung diese mitterliche Nativilität. Jetzt bin ich selbst wie König Salomo, und ich weiß auch die Sprache der Vögel und der Tiere. Natürlich nicht als ob sie menschliche Worte gebrauchten, sondern ich verfolge die verschiedensten Mienen und Empfindungen, die sie in ihre Laute legen. Nur dem rohen Ohr eines gleichgültigen Menschen ist ein Vogelgesang immer ein und dasselbe. Wenn man die Tiere lieb und die Vögel liebt, findet man große Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, eine ganze Sprache. Auch das allgemeine Verstummen im Herbst und im Vorfrühling, und ich weiß, wenn ich noch im Herbst hier bin, was aller Wahrheitsliebe nach der Fall sein wird, dann werden alle meine Freunde wieder zurückkehren und an meinem Fenster sitzen. Ich freue mich schon jetzt auf die eine Kohlmeise, mit der ich besonders befreundet bin.

Coniulda, Sie sind erkrankt über meine lange Haft und fragen: „Wie kommt es, daß Menschen über andere Menschen entscheiden dürfen. Wozu ist das alles?“ Verzeihen Sie, aber ich mußte beim Zellen lau heraus laufen. Bei Doitowitsch in den Büchern Karamajoff gibt es eine Madame Koschakowa, die genau solche Fragen zu stellen pflegte, wobei sie ratlos von einem zum andern in der Gesellschaft herum lief, aber aber auch nur einer zu antworten verachtete. Ich bin auf etwas anderes hingewiesen. Mein Vogel, die ganze Kulturgeschichte der Menschheit, die nach beherrschenden Schätzungen einige zwanzig Jahrtausende dauert, basiert auf der „Entscheidung von Menschen über andere Menschen“, was in den materiellen Lebensbedingungen tiefe Wurzeln hat. Erst eine weitere qualvolle Entwicklung vermag dies zu ändern, wir sind ja gerade jetzt Zeugen einer dieser qualvollen Kapitel, und Sie fragen, wozu das alles? „Wozu“ ist überhaupt kein Begriff für die Gesamtheit des Lebens und seine Formen. Wozu gibt es Blauweisen auf die Welt? Ich weiß es wirklich nicht, aber ich freue mich, daß es wohl gibt und empfinde es als süßen Trost, wenn mir plötzlich über die Mauer ein eiliges Ziti bis aus der Ferne herüber ertönt.

Sie überschätzen übrigens meine „Abgeklärtheit“. Mein inneres Gleichgewicht und meine Glückseligkeit können leider schon beim leichten Schatten, der auf mich fällt, aus den Fugen gehen und ich leide dann unansprechlich, nur daß ich die Eigenmächtigkeit bestimme, dann zu verkommen. Wuchsfähig, Coniulda, ich kann dann kein Wort über die Lippen bringen. Zum Beispiel in diesen letzten Tagen, ich war schon sehr unwohl, heute auf etwas anderes hingewiesen, mich plötzlich am Montag in hoher Sturmwind und auf einmal wandelte sich meine trübende Heiterkeit in tiefsten Jammer. Und wenn meiner Seele Glück in Berlin plötzlich vor mir künde, ich bräute keinen Ton über die Lippen und könnte höchstens mit stummem Blick meine Verzweiflung klagen. Freilich komme ich selten genug in die Verbindung zu reden, ich bin so unwohl, meine eigene Stimme nicht, dies ist übrigens der Grund, weshalb ich den herkömmlichen Gedächtnis gefahrt habe, meine Mimik doch nicht herauskommen zu lassen. Das Tierchen ist gewohnt an Murren und Leben, sie hat es gern, wenn ich fröhlich lache und mit ihr durch alle Zimmer Gängen spiele. Sie würde mir ja hier trüblich werden. Ich lasse sie also der Mathilde, welche kommt zu mir in den nächsten Tagen und ich höre mich dann wieder aufzurappeln. Vielleicht wird Pfingsten auch für mich „das liebliche Fest“ sein. Coniulda, seien Sie mir heiter und ruhig, alles wird doch noch gut werden, glauben Sie mir, grüßen Sie herzlichst Karl, ich umarme Sie vielmals,

Ihre Rola.

Die Fünfhundertjahr-Feier für Jeanne d'Arc in Frankreich.

Letzten Sonntag ist in ganz Frankreich, vor allem in Paris, das fünfhundertjährige Jubiläum der Johanna von Orleans gefeiert worden, unter dankbarer und freudiger Anteilnahme natürlich auch der französischen Frauen. Daß sie mit Stolz und Begeisterung auf diese Heldengestalt blickt, wer wollte das nicht verstehen? Charakteristisch und loszulassen ist vor allem das, daß die französischen Frauen und mit ihnen eine große Mehrheit der Johanna nicht unter dem Aspekt des „Ruhmes“ feiern, sondern als eine Botin, als eine Fortpflanzung des „Friedens!...“ Ist das nicht höchst bedeutsam für unsere Zeit und für französische Empfinden insbesondere? Johanna von Orleans nicht in erster Linie „La Gloire de la France“, sondern — der Friede-

denengel, die Botin des Friedensgedankens! Uns freilich, die wir noch in der Schillerischen Johanna verhaftet sind, muß es ein wenig Mühe kosten, hier unerbittlich, aber umso lieber sehen wir diese neue Auffassung wieder, die uns als Frauen so unendlich viel mehr jagt als die altgewohnte von der Heldengattung.

„Jeanne d'Arc hat Niemand gehaßt“, sagt die un- lernbarsten nicht mehr unbekannte französische Engländerin „La Française“, nicht einmal die Johanna wieder zurückzugeben. Nicht irrtümlicher Drang, nicht der Ruf zu den Waffen entzündete im Herzen jeder beherrschenden Tochter der Naturen die große Flamme des Heldentums, es war das Erbarmen, das unerbittliche, quälende, welches sie ergriff beim der angrenzenden Sünden, der vertriebenen, niedergemachten Bauern, der verurteilten Arbeiter, beim Gedanken an das zerstückte Vaterland, dem entronnenen König.

Ja, gegen den Krieg, gegen den Einfall der Heere, gegen den Geist der Eroberung ist Jeanne d'Arc auf- gebunden, für Frankreich, aber auch für den Frieden. Sie hat sich geopfert, und weil sie nur jeden Eifer der Vorkämpferin der Gerechtigkeit gehört, ist ihr Ruf so rein und könnte ihr Name der Sammelruf und das Verbindungsband zwischen den gebildeten Völkern werden.“

Auch der große französische Bildhauer Maxime Rodin hat Jeanne d'Arc durchaus in diesem Sinne dargestellt: Johanna als die Friede- bringerin, laut „La Française“. Diese Auffassung, laut „La Française“ weiter, die uns erlaubt, Jeanne d'Arc zu feiern, ohne uns einen Krieg oder erlösenden Haß zu erinnern, ist das schönste und zugleich treueste Bild der großherzigen Jungfrau. „Nicht der Karte hat in einem Briefe an das „Journal“ beredt darauf hingewiesen, daß Johanna in ihrer ersten, an den König von England gerichteten Schrift, nicht den Frieden, sondern die Gerechtigkeit im Namen der Gerechtigkeit, nicht aber die Gerechtigkeit für ihr Land zu opfern! Der Friede sollte sich zurückziehen und die angegriffenen Sünden wieder gut machen. Ja, von den Mauern von Orleans, in Reichweite der Weite, rufte sie den Engländern zu, daß sie den Frieden wolle, wenn sie sie auch bekämpfen und sich selbst verteidigen müßte, aber sie sieht sie an sie anzufragen und gerecht zu sein. Und als Schimpfworte für antworten, bricht sie in Tränen aus.“

Vor den Mauern von Paris, sucht sie wieder, das Gefühl zu vermeiden. Sie spricht wieder von Frieden. Diesmal hat ein englischer Bogenhütze besser geantwortet, ein Heil antwortet auf die schwingende Antwort der Helbin und dringt ihr ins Fleisch. Es ist der Ansehens ihres Lebensweges, eine Tat der Liebe und des Opfers.

Und Maxime Rodin bringt in die Franzosen, daheim und im Ausland, überall diesen Gedanken zu verbreiten: Johanna der Friedensengel!

Der gleiche Gedanke wurde auch bei den Gedenkfeiern von China in Lothringen, wo Johanna zum ersten mal mit ihrem Auftrag vor den König trat, Jeanne d'Arc hat vor ihren Richtern jagen hören: „Ich habe nie Menschenblut vergossen; und es ist wahr, sie hat nie anderes als ihr eigenes Blut vergossen. Sie ist es, die den Bund Frankreichs mit der Welt angefangen hat. Wenn wir die Einnahme dieses Bräutigams, welche die edeln, aufrichtigen Herzen erstreben, erleben wollen, müssen wir an Johanna denken, welche mitten im Gefecht ihre Waffen liegen ließ, um sich über einen zu Tode verwundeten Feind zu beugen.“

Wenn wir das Ideal menschlicher Güte verwirklichen wollen, dann — wenn irgend jemand — nur sie uns ein herrliches Vorbild geben.“

12. Mai hat Jeanne d'Arc, die Botin des Friedens, sich in Paris, dem Zentrum der Welt, unbefangenen Sünden aller Völker geteilt, welche das Entschließen und Hirnverarbeiten eines Krieges verstanden haben und nichts anderes anstrebten, als in Frieden und Harmonie ihrer Arbeit nachgehen zu können.“

In Paris hat letzten Sonntag vor der Statue Jeanne d'Arc zu ihren Ehren ein großes Fest gefeiert, an dem gegen 50,000 Menschen teilnahmen. In großer Zahl waren darin auch die französischen Frauenorganisationen mit ihren Bannern und Fahnen vertreten. Alle haben sie irgend einen hübschen Kranz in den Händen getragen — Botinnen des Friedens! Nicht unerwähnt — denn er gehört auch in das Bild — mögen wir einen kleinen Zwischenfall fallen. Die „Eloge pour le Droit des femmes“ hat an der Statue Jeanne d'Arcs einen Kranz niedergelegt lassen mit der Aufschrift: „Für Johanna von Orleans, die Frankreich verteidigte, nicht für die Frauen, die heute in Frankreich einen Gemeinderat zu wählen.“

Die Polizei ließ zwar den Kranz entfernen, nicht ohne aber vorher der Presse gestattet zu haben, von dieser Manifestation Kenntnis zu nehmen und ihr beizupflichten. Denn — etwas Wahres ist es allerdings und leider daran!

prinsessin. Ich begriff zwar nicht ihre Bedeutung, aber ich fühlte mich gehoben durch die Atmosphäre von Ehrerbietung und Verehrung, welche sie umgab, und ich wurde nicht müde sie anzuschauen. Aber bald begannen meine Augen schwer zu werden, und ich schloß ein auf meinem Stuhl mitten im Varm der leidenschaftlichen Gespräche.

Eines Tages schürzte sich die eine von uns beim Spiel in Tränen, und ich sehe noch mit weichen Besonnenheit, wie sie sich auf den Knien warf, um auf einer Höhe zu stehen mit ihrem müdehäftigen Armen zu umfassen. Sie wachte noch nicht, welche von uns beiden sich verlor hatte, aber unter beider Kamer rührte sie in gleichem Maße. Und schon waren wir getroffen.

Ein letztes Mal sah ich sie in einer öffentlichen Versammlung. Es war im Laufe des Jahres 1910. Die Jungen, in dem Stumpfen Ansehen vor dem Kriege herangekommen, haben sich vor allem den extrem politischen Parteien angeschlossen, die allein den Wählerkreis predigten. Der große, überfüllte Saal war durchstößt von ertönen Stimmen, die Redner schürten nach Kräften den Haß des Volkes. Als Eberine erschien, wurde es still. Sie trat vor, umtrahlt vom weißen Haar, gedreht und rührend, in unerlösender Sanftmut. Als ob es ein Wunder wäre, wurde das Weisheit. Mit einem Blick hatte sie das trübe Gewölbe von Gemütsarbeit vertrieben, allein ihre Gegenwart klarte die Luft. Die größten Geschlechter erhoben sich bei ihrem Anblick. Diese „Revolutionärin“ brachte dem Volke die von so vielen verjagte frohe Botschaft der Liebe und des Mitleids. Sie war wie der Engel des Friedens. Ich höre noch ihr ganzes und warmes Lächeln, diese übergeordnete, berechnete der Stimmen, ich habe noch die schöne,

Gesamt-Vorstandssitzung des Internat. Frauenbundes in London.

29. April bis 8. Mai.

Es ist keine ganz kleine Sache, den Gesamt- vorstand des I. F. B. — dem bekanntlich auch unser Schweiz. Bund“ angeschlossen ist — einzuladen, besteht er doch aus über 400 Per- sonen, die allerdings nie alle zusammen da sind. Wenn dieses Mal eine große Zahl beisammen war, so mag das wohl damit zusammenhän- gen, daß London eine besondere Anziehungs- kraft ausübt.

Es war in der Hauptsache eine Vorbereitung für die Wiener Generalversammlung, die nächstes Jahr im Juni stattfinden soll. Alle Anträge, die auf der Tagesordnung der Gene- ralversammlung stehen sollen, müssen 12 Mo- nate vorher eingebracht werden und es wird an der Vorstandssitzung darüber diskutiert, ob sie angenommen werden sollen. Zu den ge- druckten Anträgen kommen diejenigen, die durch die Kommissionen beschlossen wurden, die freis vor der Vorstandssitzung lagen.

Eine ganze Reihe von Anträgen befaßten sich dieses Mal mit der Statutenrevision des I. F. B. Dies ist bezüglich bei dem raschen Wachstum. Es hält oft schwer, die Mitglieder zur Mitarbeit anzubahnen, man wird daher ein gewisses Verändern haben für einen An- trag einer Kommissionspräsidentin, der lautet: Falls die Vertreterin der National- bünde während eines Zeitraumes von zwei Jahren die Briefe der Vorsitzenden nicht be- antwortet haben, sollen ihre Nationalverbände ersucht werden, ein neues Mitglied zu ernennen, sowie für den Antrag: Nationalbünde, die ihre fälligen Jahresbeiträge nicht bezahlt haben, sollen ihres Rechtes der Stimmabgabe bei den Sitzungen der Generalversammlung und des Gesamtvorstandes verlustig gehen.

Die Finanzfrage ist und bleibt eine schwie- rige. Alle Nationalbünde sind arm und wol- len nicht viel bezahlen und doch muß das Bu- reau unterhalten werden. Länder mit schlech- ter Valuta bezahlen überhaupt fast nichts und auch wenn sie ihre Valuta freiwillig haben, wollen sie nicht auf diesen Vorteil verzichten. Eine Neuerung bedeutet der Vorschlag: „Niemand soll das Amt der Vorsitzenden länger als während zweier Fünfjahrperioden inne- haben.“

Vorläufig wollen wir aber froh sein, wenn wir für Lady Aberdeen überhaupt eine Nach- folgerin finden, die es versteht, den Interna- tionalen Frauenbund so zu leiten, daß die Bünde einigermassen zufriedengestellt werden. Der I. F. B. ist heute so groß, daß es sehr schwer ist, sich wohl einige Kandidatinnen da, die gerne die Leitung übernehmen, die Frage ist nur, ob man sie will. Es wird viel verhan- delt zwischen den Präsidentinnen und Natio- nen, ohne daß es möglich wäre, ein Bild zu erhalten, was die Leute eigentlich wollen, die meisten wissen nur, was sie nicht wollen.

Etwas, was uns dieses Mal frappt, ist das Zurückdrängen der kleinen Nationen, es sei denn, sie hätten eine energische Vertreterin, die sich vorbringt. Weder am Gründungs- abend, noch bei den öffentlichen Versammlun- gen, noch beim Mitgliedsbankett hört man von ihnen. Wir Schweizerinnen unterstützen mit Begeisterung den Vorschlag Deutschlands auf Rekonstruktion der Kommissionsmitglieder und der Resolutionen, die bei jeder Zusammenkunft gefaßt werden; uns gar schon davor, wenn wir verpflichtet sein wollen, laut Antrag des Bundes französischer Frauenvereine, in Wien zu berichten, welche Schritte wir getan haben zur Verwirklichung der Beschlüsse, die der I. F. B. in den letzten 5 Jahren faßt. Wir klei- nen Länder haben stets Mühe, Leute für die internationale Arbeit zu finden. Wir begrü- ßen daher auch den Vorschlag, es möge ein

die Fische, die schwimmen, die Felsen, die Bewegung der Wellen, die Schiffe, auf denen Menschen sitzen.

Was für seltsamere Wunder kann es denn noch geben?

Und mir erst einmal so weit, daß wir dies Ge- dacht aus vollstem, innerem Begreifen miterleben können, so kann uns, wo wir auch stehen mögen, wo- hin uns auch das Schicksal gestellt haben mag, nichts mehr geschehen. Ein jeder neue Tag wird sich finden jeden von uns eine neue Gefühlsregung, die sich her- gen und damit verbunden ist die Glück, das es auf dieser Erde gibt. Hier liegt der Kern von Wis- sitmans Weltdeide.

Man denke der mächtigen, braulenden Gefühle, für die Welt Wisitman nicht glatteichliche Formen, aber lebendigen, diegehaltigen Zukunftformen bergenden Ausdruck, man erinnere sich der ab- gerundeten Schmecker, die sich in die Welt ver- werten; man vergegenwärtige sich endlich fol- gende zwei Gedichte, deren erstes ein Nachbild voll unendlich einfacher Irdischer Tiefe, das andere her- zlich stark und lebensüberdäumend ist wie der Jubel des Jünglings, der in die Morgenröthe hinausritt, um alle Kräfte der Welt, der Menschheit in sich zu entdecken — und man begreift J. A. Symonds Wort: „Wenn man von Wisitman spricht, so ist es, als sprä- che man von Unterwelt.“

Eine französische Journalistin.

In der Frauenbeilage der „Nouvelles littéraires“ lesen wir die Zellen, die eine Kollegin, Simone Tern, dem Andenken der kürzlich verstorbenen, unter dem Pseudonym „Sovereine“ bekannten Journalistin weiht. Für uns, die wir ihre Wirksamkeit in der

Wespe nicht verfolgen, liegt Wert und Sinn in der Darstellung ihres vornehmen und tapferen Frauen- lebens.

Sovereine ist tot, und man möchte sie besser ge- kannt haben, um würdiger von ihr sprechen zu können. Denn wir verlieren in ihr nicht nur die größte Journalistin unserer Zeit; es scheint, als ob jeder von uns ihren Verlust wie den einer Freundin be- weinte, selbst jene, welche ihr nie persönlich begegnet sind.

Sie wurde 74 Jahre alt, doch das Alter konnte niemals Herr über ihre Jugend werden. Sie blieb bis zum letzten Tage von einer scheinbaren Jugend- lichkeit getragen, die ihr trotz weichen Haars die Be- geisterungs- und Entschlossenheit, die veredeln- derische Grobherzigkeit einer Halbjahrigen be- wahrte. Immer von neuem bestärkte sie damit alle Erst- und Zweitgeborenen und Satten. Sovereine glied für mich immer einer Legenden- gestalt. Welchen Eindruck machte sie auf mich als ich ihr zum ersten Male begegnete? Es ist eine meiner ältesten Erinnerungen, eine nebelhaft verweilt, denn ich war damals nur sechs Jahre alt. Ich sehe das Haus nicht mehr, wohin Sovereine meinen Vater mit seinen beiden kleinen Wädeln für ein paar Tage ge- laden hatte. Ich weiß mir noch, daß es ein warmes und feierliches in Mienen gehen, daß aus Sünde und Vogel und im Garten Büsche von Aieder. Zum Abendessen versammelte Sovereine Freunde um sich, meist Journalisten und Schriftsteller. Ich lese je noch deutlich am Ende der Tafel auf ihrem Renais- sance-Sessel mit der hohen Lehne. Mit dem zarten Spielzeug von ledigem Haar und hellen Augen, mit ihrer zärtlichen Stimme und ihrem Schönen, glitz in ihrer beherrschenden Würde einer Mächtig-

so ganz weibliche Gebärde ihrer ausgebreiteten Ar- me vor mir. Dieser Arme, die riefen und besahenen, nach der Verarmung wollte ich Sovereine meine Bewunderung und Dankbarkeit aussprechen, aber als ich schickte zu kommen begann, war es, die mir für mein Erscheinen dankte! Die Weisheit war so groß, daß sie, die ihr Leben lang ohne zu rechnen den Menschen sich gab, seinen andern sich verpflichtet glaubte.

1855 in Paris geboren, verlebte sie eine recht leid- volles Kindheit, deren Spuren man in ihrem Roman „Krieg“ wiederfindet. Nach einer ersten unglücklichen Ehe heiratete er Dr. Guehard, Professor der Medi- zin, der für sie der verständnisvollste Freund und ein beßer Halt geblieben ist.

Der Mann aber, dessen Einfluß für ihr Leben bestimmend wurde, war Jules Falles, der revolutionäre Schriftsteller. Sie machte seine Bekanntschaft 1879 auf einer Reise nach Belgien, wo er in der Ver- bannung lebte. Sie wurde seine Anhängerin und be- gann damit die erfolgreiche Laufbahn als Journalis- tin.

Elchina Kleiner oder Tabletten
stärkt, beruhigt,
belebt, verjüngt
und ist das beste Magenmittel.

Orig. Pack. 3.75, sehr vorteilf. Orig. Doppelpack. 6.25 L. A. Apoth.

